

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 12

Artikel: Wenn man Ware gratis verkauft...
Autor: Fehr, Elsbeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wenn man Ware gratis verkauft...

Von Elsbeth Fehr

Illustration von

Alois Carigiet

Als ich im Jahr 1923 meinen Beruf als Haushaltungslehrerin aufgab, um den Vortrags- und Demonstrationsdienst einer Grossfirma der Waschmittelbranche zu übernehmen, schlügen meine Bekannten die Hände über dem Kopfe zusammen.

« Wie können Sie als Frau eine so unmögliche Tätigkeit ausüben ! » hiess es allgemein. « Denken Sie nur daran, welchen Belästigungen eine Frau ausgesetzt ist, die ohne männliche Begleitung im Lande herumreist. Sie werden diesen Entschluss nochmals bereuen ! »

Nun, gottlob war ich jung und romantisch und schlug alle die wohlgemeinten Warnungen in den Wind. Die

angebotene Stelle schien mir die Möglichkeit zu bieten, meine Jugendträume zu verwirklichen, und wenn nicht die ganze Welt, so doch einen Teil von ihr kennen zu lernen. Als ich mich nach siebenjähriger Tätigkeit zurückzog — nicht etwa weil mir die Arbeit verleidet war, sondern weil ich glücklich im Hafen der Ehe landete, da musste ich mir sagen: Es war nicht halb so schlimm, wie die Unglücksraben prophezeit hatten, im Gegenteil. Ich sammelte in dieser Zeit Erfahrungen, die ich um keinen Preis der Welt missen möchte.

Wohl hatte ich viele Hindernisse zu überwinden; aber sie waren ganz anderer Art, als meine Gönnerinnen befürchteten. Und insofern Schwierigkeiten da waren, kamen sie von seiten des sogenannten schwachen und nicht des starken Geschlechtes. Ich habe im Gegenteil

sehr bald die Erfahrung gemacht, dass die Männer ausserordentlich leicht zu behandeln sind, wenn man keine Angst vor ihnen hat.

Als ich im Zuge zum erstenmal mein Generalabonnement vorwies, erregte ich allerdings sofort die Aufmerksamkeit der zahlreich anwesenden Geschäftsreisenden, die in mir eine neue Konkurrenz witterten. Es war damals noch selten, dass eine Frau mit einem Generalabonnement reiste, und von allen Seiten wurde ich gefragt: « Fräulein, uf was reised denn Sie ? »

« Ich reise für es Uskunftsbüro » war meine stereotype Ausrede, mit der ich mir die lästigen Frager vom Leibe halten konnte. Ich musste ungezählte Abende in der Gesellschaft von Reisenden zubringen, aber offen gestanden war es mir immer ganz wohl dabei. Eine Kategorie, die wirklichen oder scheinbaren Frauenfeinde, strafte mich stolz mit Verachtung oder Nichtbeachtung; das war mir lange recht. Die Mehrzahl aber war sehr freundlich und kollegial und gar nicht aufdringlich.

Auf jeden Fall bin ich in zwei Wochen Ferien in Italien mehr von Schweizer Hotelgästen angerempelt worden, als von meinen männlichen Kollegen in sieben Jahren Reisetätigkeit.

Mein Geschäft war die erste schweizerische Markenartikelfirma, die damals anfing, mit Vorträgen und Demonstrationen für ihre Produkte zu werben. Ich eignete mir in einigen Wochen in Fabrik und Laboratorium noch genaue Warenkenntnisse an und arbeitete dann mit grosser Begeisterung meinen Vortrag aus.

Halte Ordnung, liebe sie . . .

Am Anfang hatte ich ziemlich Angst, öffentlich aufzutreten, und jeder Vortrag ermüdete mich sehr; aber schon nach einigen Wochen merkte ich, dass nicht die Demonstration an und für sich ein Problem bildete, sondern etwas scheinbar Nebensächliches: die Frage der Unterkunft und der Verpflegung.

In einem für das Ausland bestimmten kleinen Faltprospekt über die Schweiz fand ich vor einiger Zeit folgende Stelle:

« Auch im kleinsten Landgasthof findet der Reisende unbedingt saubere Unterkunft und ein einfaches, aber gut zubereitetes Essen. »

Bei diesem Satze musste ich laut auflachen. Vor meinem geistigen Auge erstand jenes Wirtshaus in einer kleinen Berner Gemeinde, das ich meiner Lebtage nicht vergessen werde. Als ich nach einem Zimmer fragte, führte man mich in eine Kammer ausserhalb des Hauses, die auf Pfählen in die Aare hinausgebaut war. Das Bett war ungemacht und so schmutzig, dass mir graute. Auf einem danebenstehenden Kanapee lagen etwa 10 cm hoch alte, total verstaubte Zeitschriften herum. In einem Winkel stand ein aus Weidenruten geflochtenes Waschtischchen. Darauf stand eine Waschschüssel voll schmutzigstes Wasser, in welchem Rasierhaare und Algen schwammen. Jedenfalls war das Wasser seit Wochen stehengeblieben.

Ich suchte im ganzen Orte nach einem andern Zimmer, aber ich fand keines. Ich erbat mir dann in einem Geschäft ein grosses Packpapier, das ich auf dem Kanapee ausbreitete, und dort legte ich mich angekleidet zur Ruhe. Kaum hatte ich das Licht gelöscht, so kamen Ratten, ich weiss nicht wie viele, vom Flusse her, ins Zimmer. Es pfiff und raschelte dauernd um mich herum und auf meinem Packpapier, und ich musste alle zehn Minuten meine Taschenlampe aufleuchten lassen, um wieder einige Momente Ruhe zu haben. Total erschöpft habe ich am Morgen diesen Ort verlassen.

Das war ein besonders krasser Fall; aber ähnliches erlebte ich nicht selten. Sehr oft fehlte es an der Möglichkeit, das Zimmer zu schliessen, ja, es gab hier und da Kammern, die nur einen Vorhang statt einer Türe aufwiesen.

Zuerst fürchtete ich mich, später errichtete ich mit Stuhl und Tisch je-

weilen eine Barrikade hinter der Türe und schlief dann wie in Abrahams Schoss.

Meist waren die unbenützten Betten im Winter kalt und feucht. Der mit Kirschensteinen gefüllte warme Sack, den man mir hie und da ins Bett legte, bildete eine wahre Wohltat.

In Landquart habe ich, vom Bündnerland zurückkommend, viele Wochen lang jeden Freitagabend in einem gutgeführten Landgasthof geschlafen. Die Wirtin hatte eine Bettflasche, aber nur eine, und diese wollte sie mit grosser Zuvorkommenheit allen Gästen zur Verfügung stellen. So wurde jeden Freitagabend mit grosser Umständlichkeit abgemacht, in welcher Reihenfolge besagte Bettflasche zu zirkulieren habe; genau nach einer Viertelstunde musste sie dem nächsten Gaste weitergegeben werden.

Am liebsten war es mir immer, wenn ich meinen Vortrag im Schulhaus des Dorfes abhalten konnte. Meistens haben die Schulabwarte sehr freundlich eingerichtete grosse Gastzimmer zur Verfügung. Sie waren überhaupt meistens sehr nett, weil sie wussten, dass ihnen ein grosser Teil ihrer Wäsche gewaschen wurde. Zudem erhielten sie für das Vertragen der Einladungskarten jeweils noch eine schöne Extra-Entschädigung.

Auch die Gasthofbesitzer durften ihre Wäsche zum Waschen geben. Diese hatte es oft bitter nötig. Die Gasthofwäsche war oft die grausigste Wäsche, die mir zu Gesicht kam. Wir haben Küchentüchlein bekommen, die man fast aufstellen konnte.

Zum Teil war das allerdings Absicht. Manche Wirte behielten einzelne Wäschestücke absichtlich lang im Gebrauch, um mir und meiner Gehilfin damit eine Falle zu stellen und uns zu beweisen, dass wir nicht in der Lage seien, mit den angepriesenen Mitteln die Wäsche sauber zu waschen.

Vielfach war aber der Schmutz einfach ein Ergebnis ungeordneter Familienverhältnisse. Ich habe in jener Zeit während der langen Winterabende oft die Schweizerische Wirtzeitung von A

bis Z gelesen, und ich musste den immer wieder auftauchenden Klagen in diesem Fachorgan, darüber, dass viele gescheiterte Existzenzen im Wirteberuf Unterschlupf finden, vollständig recht geben. Ich kann deshalb die Wirkkreise, welche die Ausübung des Berufes von einer Fachausbildung abhängig machen wollen, schon begreifen.

Ganz schlecht stand es oft mit der Ordnung und Reinlichkeit der Säle. Wenn wir Gäste einladen, so sehen wir doch ein wenig darauf, dass alles in Ordnung ist. Wenn ein Wirt einen Saal oder Zimmer vermietet, so sollte auch er für einigermassen aufgeräumte Räume sorgen. Das war selten der Fall. Meist befanden sich die Säle in stark beschmutztem Zustand und mussten deshalb von uns zuerst gekehrt, abgestaubt und manchmal auch geheizt werden. Sehr häufig standen noch die vollen Aschenbecher und die geleerten Biergläser vom letzten Anlass herum, und die klebrigen Tische mussten abgewaschen werden. Oft mangelte es an genügend Stühlen oder Bänken, und man musste mit Brettern und Böcken weitere Sitzmöglichkeiten schaffen. Glücklicherweise führte ich immer reichlich Dekorationsmaterial mit, so dass mit viel Mühe und Arbeit die Schwächen des Lokals verdeckt werden konnten.

En Guete!

Um den Wirten einen zusätzlichen Verdienst zu ermöglichen, suchte ich, wenn möglich, immer am gleichen Orte zu essen. Nun sind aber gerade die Wirte auf dem Lande, welche grössere Saalbauten haben, oft weniger auf die Abgabe von Mahlzeiten als von Getränken eingerichtet. So unglaublich es klingt, es war oft sehr schwer, auch nur eine Wurst zu bekommen.

Käse, das typische Schweizerprodukt, war dazumal in ungezählten Wirtschaften überhaupt nicht erhältlich. In den letzten Jahren sind zum Glück auch diese Wirte dazu übergegangen, wenigstens ein paar

Büchsen Sardinen oder Thon auf Lager zu halten.

Viele dieser Wirtstuben sind wirklich ungemütlich. An den Wänden hängen Reklamebilder von irgendeiner Brauerei und von Singers kleinen Salzbretzeln. Auf dem Tische steht eine mit Fliegen-schirm bedeckte Schale mit steinharten Zehnerstückli mit einem Konfitürentupfen in der Mitte.

Meistens wird in einer Ecke der Wirtschaft die Wäsche gemangt, gebügelt oder geflickt.

Oft hatte ich den Eindruck, dass es weniger am Können fehlte als am Geschirr. Die Leute können zwar ganz ordentlich kochen, wissen aber nicht, wie sie eine Mahlzeit für andere servieren müssen. So erhielt ich nicht selten hart gekochte Eier schon geschält serviert, natürlich mit entsprechenden Fingerabdrücken.

Das billigste Mittagessen meines Lebens genoss ich im « Rössli » in Werdenberg. Es gab eine prima Suppe, gefüllte Pastetchen als Vorspeise, dann Zunge mit Bohnen und Kartoffeln, dann Kalbsvor-essen mit Nudeln und Salat, und als Dessert Schlagrahm mit Früchten. Dieses Essen kostete samt Wein Fr. 2.50.

Das teuerste Mittagessen wurde mir in Celerina serviert. Für Fr. 4.50 gab es einen in Scheiben geschnittenen Schüb-ling und etwas Salat.

Ich bin nicht besonders heikel, aber was ich punkto Reinlichkeit erleben musste, geht auf keine Kuhhaut.

Im Kanton Solothurn traf ich eine Wirtin, die ihr kleines Kind im Freien hinter der Küche badete und dann im Badewasser noch das Frühstücksgeschirr spülte, « weil es doch zu schade sei, das schöne warme Wasser auszuleeren. »

Im Kanton Aargau erlebte ich folgendes: Ich bestellte ein Mittagessen. Die Wirtin deckte korrekt den Tisch, brachte mir aber zuerst Fleisch und Gemüse, obwohl sie auch einen Suppenteller gedeckt hatte. Als ich nach der Suppe fragte, sagte sie, sie bringe diese sofort, sie habe nur noch die Suppenschüssel für etwas gebraucht. Ich blickte verstohlen in die Küche und sah zu meinem Schreck, dass die Hausfrau eben eine grosse Email-Suppenschüssel aus dem Ofenrohr zog. Sie leerte ein Dutzend rote Schnupftabak-Taschentücher, die sie mit Waschlauge in der Suppenschüssel gekocht hatte, aus, und richtete dann eilig die Suppe an. Ich habe begreiflicherweise auf Suppe verzichtet !

Ich habe in jener Zeit viel Wein getrunken, obgleich er mir nicht sonderlich schmeckte. Ich wollte aber den Wirten zeigen, dass sie es nicht mit einem zimmerlichen Frauenzimmer zu tun hatten, das allerhand Extrawünsche stelle, sondern mit einem Gaste, der ungefähr ähnlich konsumierte wie ein Mann. So bildete ich mich einigermassen zu einer Weinkennerin aus.

Allerdings durfte man damals im allgemeinen punkto Weingenuss nicht verwöhnt sein. Landauf, landab waren die ausländischen Serienweine Trumpf, in der Ostschweiz Tiroler, Lagreiner und Kalterer, in der Westschweiz Burgunder, wobei man unter Kalterer und Burgunder alles Mögliche verstand, manchmal inklusive Essigmutter. Im Saalgeschäft ist es ähnlich wie im Festhüttenbetrieb: möglichst billiger Wein wird möglichst teuer verkauft. Für den Passanten steht meistens ein grosser Steinkrug unter dem Buffet, nicht gepflegt und nicht gekühlt.

Die einzige Garantie, auf die sich das Schweizer Volk verlässt, ist — durch keine Ereignisse zu erschütternde — Wehrentschlossenheit seiner Bürger.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

Daraus wird das Zweier- oder Dreierfläschli gefüllt.

Oft habe ich den Wein, den ich beim besten Willen nicht hinunterbringen konnte, unauffällig in die Blumenvase geschüttet oder eine Topfpflanze damit getränkt, um den Wirt nicht zu beleidigen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss ich beifügen, dass ich natürlich auch sehr viele ausgezeichnet geführte Wirtschaften angetroffen habe. Merkwürdigerweise prägen sich aber die schlechten Erfahrungen dem Gedächtnis stärker ein.

An abgelegenen Orten wurde oft abgemacht, dass man mich mit einem Wagen am Bahnhof abholte. Ich konnte sicher sein: War das Chaisli nichts wert, mit dem mich der Wirt empfing, so war auch der Wirt nichts wert. Wenn ich mit einem ganz kommunen Heuwagen zwei Stunden weit transportiert wurde, dann war auch meistens mit dem Wirt nicht viel los.

Praktische Psychologie

Die Wahl der Wirtschaft war ausserordentlich wichtig. Nicht nur für mich persönlich, sondern für den Erfolg der Veranstaltung. In gewisse Lokale kommen viele Frauen, die an und für sich Interesse hätten, um keinen Preis.

An einem Orte kann man zum Beispiel auf alle Frauen rechnen, wenn man ins Volkshaus geht, am andern ist es schon den bessern Arbeiterfrauen zu wenig und erst recht den Bessergestellten.

Es ist immer vorteilhaft, wenn ein Saal einen besondern Eingang hat. Ich machte die Erfahrung, dass nur die Tatsache, dass man durch die Wirtschaft hindurch in den Vorführungsraum muss, viele Frauen vom Besuch abhält.

Die geographische Lage des Lokals ist weniger wichtig als dessen Ruf. In Trachselwald im Kanton Bern wurde einmal aus Versehen des Bureaus (auf dem Bureau kennen sie halt die lokalen Verhältnisse nicht) die Demonstration in

einem Hotel, das fast eine Wegstunde ausserhalb des Dorfes steht, abgemacht. Ich dachte, das werde eine vollständige Pleite sein. Es war aber eine der grössten Versammlungen, die ich je abgehalten habe, und zwar deshalb, weil die Qualität der Wirtsleute ganz ausserordentlich war. Um bei diesem angesehenen Wirt zu Gaste zu sein, machte es den Dorfbewohnern nichts, eine ganze Stunde zu marschieren.

Im allgemeinen wurde während der Vorführungen nicht konsumiert. Gelegentlich gab es aber lustige Ausnahmen. In einem Dorf im Zürcher Oberland beschlossen einige Bauernfrauen, meine Demonstration zu einem Racheakt gegenüber ihren Männern, die drei Nächte nicht heimgekommen waren, zu benutzen.

Sechs Frauen blieben nach der Demonstration sitzen, assen über 50 Stück Patisserie und tranken zusammen drei Doppelliter. Die Polizeistunde war längst vorüber und der Wirt genötigt, ein Fuhrwerk zu bestellen, um seine Gäste nach Hause zu befördern. In diesem Leiterwagen konnten die Frauen weder aufrecht stehen, noch aufrecht sitzen, ihr Zustand war so, dass sie festgebunden werden mussten. Sie waren aber über diese Einschränkung ihrer Bewegungsfreiheit durchaus nicht empört, sondern traten ihre Heimreise unter Gesang und Gejodel an.

Im grossen und ganzen waren die Versammlungen, die sorgfältig vorbereitet wurden, stets gut besucht.

Auf dem Lande haben die Leute aber eigentümliche Hemmungen. Oft erschrak ich sehr, wenn zur anberaumten Stunde kein Bein zu sehen war. Ging ich dann nachschauen, so stand ein halbes Hundert Frauen vor der Türe, aber keine wollte zuerst den Saal betreten.

Im allgemeinen erlebte ich an den Vorträgen selbst viel Freude. Sie half mir immer wieder über die Unannehmlichkeiten der Reise hinweg. Die Zuhörerinnen gingen lebhaft mit, und die Diskussionen waren oft sehr interessant. Ein schwieriges Kapitel bildete allerdings die

Konkurrenz. Damals war der Konkurrenz-kampf zwischen den einzelnen Seifen-fabriken sehr scharf. Ich musste deshalb bei jeder Demonstration damit rechnen, dass übereifrige Vertreter der Konkurrenz meine Versammlung zu stören versuchten. Das geschah meist dadurch, dass irgend-ein Herr aufstand und mit besonders spitzfindigen, nie aufhörenden Fragen versuchte, mir eine Falle zu stellen oder doch die Versammlung zu stören.

Am Anfang liess ich mich von diesen Feinden unserer Fabrik oft auf den Säbel laden, dann aber hatte ich plötzlich eine Erleuchtung. Ich sagte: « Der Herr dort hinten scheint noch vieles auf dem Herzen zu haben. Ich schlage vor, dass wir darüber abstimmen, ob diese Fragen in öffentlicher Diskussion behandelt werden sollen, oder ob er sie mir nach der Versammlung privat vorlegen soll. »

Das allgemeine Ja-Rufen der Frauen machte dann der Fragerei jeweils ein rasches Ende.

Auf den Einladungskarten wurden die Leute ersucht, Proben zum Waschen mitzubringen. Oft hatte ich aber die liebe Not, recht schmutzige Stücke zu bekom-men. Keine Frau wollte richtig schmutzige Wäsche bringen, weil sie sich vor den andern schämte. In den Städten gab es eher Ausnahmen. Da sind die armen alten Jungfern, die in irgendeiner Dachkam-mer vegetieren. Sie haben vielleicht eine kleine Rente, zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Diese kamen regel-mässig mit ihren Taschen voll schmutzi-ger Wäsche an den Demonstrationstisch und sagten: « Sie haben da ausgeschrie-ben, dass man seine Wäsche zum Wa-schen bringen kann. Bitte, seien Sie so gut ! » Und schon wird eine alte Ridikü-ltasche voll ergrauter Wäsche mitsamt dem Schmutz, Cervelathäute, Brotkrumen und alten Strümpfen auf dem Tisch aus-geleert, dem Tisch, den wir vor ein paar Minuten blitzblank gewaschen haben.

Von Tür zu Tür

Nach vier Jahren Vortragstätigkeit hat-



K. Fehrlin

Bleistiftzeichnung

ten wir das ganze Land mehrmals mit unserer Anwesenheit in allen in Frage kommenden Ortschaften beglückt. Inzwischen waren wieder einige neue Produkte geschaffen worden, und man entschloss sich, diese durch Propaganda von Haus zu Haus bekanntzumachen.

Wir arbeiteten ein sorgfältig durch-dachtes Besuchsschema aus, und ich begann in Zürich in einem grossen Wohn-block etwas ausserhalb der Stadt mit Hausbesuchen.

Ich gestehe, dass mir diese Arbeit anfänglich sehr schwer fiel. Ich musste meinen ganzen Mut zusammennehmen, um wie eine Hausiererin an gänzlich unbekannten Wohnungen zu läuten.

Natürlich kam ich allein mit Haus-besuchen nicht weit. Ich habe dann einen ganzen Stab von Mitarbeiterinnen aus-gebildet, eine sehr mühsame Arbeit. Es war trotz guter Bezahlung fast nicht möglich, genügend qualifizierte Kräfte zu bekommen, eben weil eine menschliche Hemmung sie vor dieser Arbeit zurück-schreckte. Ich gestehe, dass ich selbst lange nicht den Mut hatte, meiner Familie und meinen Bekannten zu sagen, was ich jetzt für eine Art Arbeit ausübe. Mit der Zeit ist sie für mich aber menschlich sehr in-teressant geworden.

Am ersten Tage machte ich die Ent-

deckung, dass man todmüde von Haus zu Haus laufen kann, ohne dass eine Menschenseele öffnet. Man kann mit der Pünktlichkeit eines Automaten von zuoberst bis zuunterst läuten; alles nützt nichts. Wir hatten ausgerechnet, dass wir pro Tag vierzig positive Besuche machen sollten. Ich kam in den ersten Tagen auf 10 positive und 80 negative Besuche und war höchst unzufrieden. So konnte man natürlich nicht arbeiten. Ich begriff ganz gut, dass die Hausfrauen, die dauernd von allen möglichen Vertretern und Hauseierern bearbeitet werden, nicht gern immer von ihrer Arbeit weg an die Türe springen. Aber was tun?

Wir haben uns in der Fabrik nochmals alles reiflich durch den Kopf gehen lassen. Zuerst versuchten wir uns am Tage vorher mit einem Zettel zu avisieren. Das war nicht schlecht, erwies sich aber als zu umständlich. Schliesslich fand ich plötzlich die Lösung durch genaue Beobachtung der Lebensgewohnheiten. Ich studierte in jedem einzelnen Quartier die Tour des Brief- und Paketrägers und des Milchmannes, und versuchte, anschliessend an diese willkommenen Personen meine Besuche zu machen, was fast immer gelang. Jede Hausfrau achtet auf Milchmann und Paketräger und ist um die fragliche Zeit zu Hause. Wenn man sie ohnehin schon gesehen hat, kann sie sich nicht gut verleugnen.

Am Nachmittag wählte ich ein Quartier mit Gärten und konnte die meisten Hausfrauen schnell im Garten erreichen.

Anderswo konnte man sich auf die Zeit, in welcher die Kinder zur Schule gingen und von der Schule heimkamen, einrichten.

Natürlich hätten wir uns nie dazu hergegeben, eine Frau z. B. während der Kochzeit von 11—12 Uhr zu besuchen. Ich arbeitete von 8½ Uhr morgens bis 11 Uhr und von ½2 Uhr bis ungefähr ½ 6 Uhr. Die übrige Zeit benützte ich, um wieder Muster und Prospekte für den folgenden Tag zu richten und die Rapporte an die Fabrik zu schreiben.

Als die Arbeit nicht mehr mein ganzes Denken beanspruchte, sondern teilweise eine Routinearbeit wurde, fing ich an, zu beobachten. Es kam oft vor, dass Hausfrauen, die gerade in irgend einer exponierten Stimmung angetroffen wurden, einem, als unbekanntem Zuhörer, halbe Romane aus ihrer Ehe erzählten, nur weil sie sich einfach einmal Luft machen mussten.

Andere sonderten, ob man auch bei Familie Soundso gewesen sei? Wenn ja, ob man nicht gesehen hätte, was Frau Soundso für Fleisch auf dem Küchentisch gehabt habe? Ob ihr Sohn noch daheim gewesen sei? Ob Frau X schon aufgemacht habe — sie sei doch sonst um diese Zeit immer noch im Bett? Ob man nicht mehr als ein Muster abgeben könnte? Ob man nicht gleich diesen Brief in den nächsten Briefkasten mitnehmen würde? usw., usw.

Es machte mir grossen Eindruck, dass im allgemeinen die Hausfrauen, die Kinder hatten, viel netter und freundlicher waren als kinderlose Hausfrauen. Man würde doch meinen, kinderlose Frauen hätten mehr Zeit. Nein, gerade das Umgekehrte war der Fall.

Einen mehr als merkwürdigen Standpunkt nahm man in vielen Haushaltungen ein, in welchen Dienstmädchen beschäftigt waren. Ich habe schon manchmal darüber nachgedacht, ob die heute so breit erörterten Dienstbotenprobleme nicht ein wenig aus dieser Einstellung heraus entstanden sind. «Was glauben Sie eigentlich, wenn man Diensten hat, so kann man doch keine so teuren Putz- und Waschmittel kaufen! Die machen einem ja doch alles kaputt! Fegsand ist gerade noch gut genug! Und eine billige Waschseife tut's auch! Die reiben ja doch nicht mehr richtig — die Hände werden ihnen bestimmt nicht wund!»

Wenn man früher von Haus zu Haus ging, fand man besonders am Morgen häufig, dass die Frauen in einem furchtbaren Negligé, dem sogenannten Morgenrock, an die Türe kamen. Heute ist diese Unsitte gottlob ziemlich zurückgegangen,

Die einzige Garantie, auf die sich das Schweizer Volk verlässt, ist die — durch keine Ereignisse zu erschütternde — Wehrentschlossenheit seiner Bürger.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels.

wahrscheinlich weil es jetzt einfache, billige Hauskleider gibt. Heute kommen die meisten Frauen in einem Hauskleidchen, oft mit einer netten, handgewobenen Schürze, an die Tür.

Es gibt nach meiner Beobachtung ziemlich viele Frauen, welche um 10 Uhr noch im Bett liegen. Es sind meistens Beamtenfrauen, deren Männer am Morgen ihren Kaffee selbst kochen.

Meistens merkt man schon am Geruch im Treppenhaus, was für eine Art Leute in dem betreffenden Hause wohnen. Man kann sich aber auch täuschen, vor allem dort, wo ein Hauswart die Treppenhäuser reinigt.

Man behauptet häufig, seit dem Kriege sei das kulturelle Niveau in allen Ländern zurückgegangen. Das trifft ganz sicher nicht auf die Schweiz zu. Ordnung und Reinlichkeit gehören sicher auch zur Kultur, und in dieser Beziehung stimmt dieser Vorwurf ganz bestimmt nicht. Meine Reisetätigkeit erfolgte in den Jahren von 1923 bis 1930. In dieser kurzen Zeit konnte ich beobachten, dass sich die durchschnittliche Ordnung sowohl in den Familien wie auch in den Gaststätten sehr stark gehoben hat.

Mit der Zeit erhielt ich einen guten Überblick über die Waschgewohnheiten in den verschiedenen Kantonen.

Die Ostschweizerinnen meinen, sie hätten die schönste Ordnung punkto Wäsche. Vielleicht haben sie nicht ganz unrecht. Es ist eine Freude, einen Wäscheaufhänger mit seinen blitzblanken und schneeweissen Tüchern in der Ostschweiz anzusehen.

Vorbildlich ist der Kanton Bern. Dort ist die Wäscheaussteuer so gross, dass es sich die Frauen gestatten können,

nur alle drei oder sechs Monate zu waschen.

Eine Bernerin hat im Durchschnitt zehnmal so viel Wäsche wie eine Thurgauerin, sogar in den Städten. Bei den grossen Quartalswäschen werden dann drei bis vier Waschfrauen beschäftigt.

In den andern Kantonen ist es allgemein üblich, dass man alle vier Wochen wäscht. Eine Ausnahme machen allerdings manche Bergkantone. In manchen armen Dörfern im Kanton Graubünden waschen sie jeden Tag, was sie ausgezogen haben, um es am nächsten Tage wieder anzuziehen. Man sieht immer etwas vor den Häusern hängen.

Im grossen und ganzen kann man sich nicht darüber beklagen, dass die schmutzige Wäsche zu lang gebraucht wird. Im Sommer wird häufiger gewechselt als im Winter. Es gibt natürlich Familien, welche im Herbst die Betten mit Barchent-Leintüchern anziehen und diese dann den ganzen Winter nicht wechseln. Man glaubt, Barchentwäsche während unbeschränkter Dauer ungewaschen verwenden zu können.

Da werden Weiber zu Hyänen

Nach dem Kriege wurde es Mode, amerikanische Verkaufsmethoden nachzuahmen. Der Verkauf wurde mit allen Mitteln forciert. Das Schlagwort vom Kunden, der immer recht hat, wurde Mode. Das rächte sich sehr bald. Die Kundschaft drehte den Spiess um. Es mögen anständige, nette Menschen sein, dem Grossunternehmen gegenüber entpuppen sie sich häufig als ausgewachsene Hyänen, die nur auf Beute ausgehen.

Immer, wenn wir in Basel waren und eine Demonstration mit Gratisabgabe von

Seifenmüsterchen durchführten, gab es Frauen, die brachten es fertig, eine ganze Woche lang jeden Tag nachmittags und abends zweimal zwei Stunden an die Vorträge zu kommen, um nachher die Gratismüsterchen in Empfang nehmen zu können, bestehend aus einer Toilettenseife und einem Päcklein Waschpulver. Das waren nicht etwa arme Mütterchen, bei denen man es hätte begreifen können, sondern feine Aristokratinnen.

Andere wieder erschienen regelmäßig mit riesigen Wäschepeketen, um sich die monatliche Wäsche unentgeltlich besorgen zu lassen.

Natürlich, der Schein trügt, und oft lag eine wirkliche Notlage vor, wo man es nicht vermutet hätte.

Meine Tätigkeit in den letzten Jahren meiner Anstellung bestand hauptsächlich noch darin, mich mit diesen Hyänen herumzuschlagen. Sie schreiben und schreiben. Man versucht es mit allen möglichen Antworten, alles nützt nichts.

Da waren jene Schreiber, die sich dumm stellten. Sie schrieben, dass sie begeisterte Anhänger unserer Produkte seien, aber sie hätten die richtige Anwendungsmethode noch nicht herausgefunden. Sie hätten diese und jene Schwierigkeiten.

Man konnte meistens zwischen den Zeilen herauslesen, ob die Anfragen echt waren. Es gab tatsächlich immer wieder junge Hausfrauen oder z. B. Zimmermädchen, die vor heikle Waschaufgaben gestellt wurden und sich nicht zu helfen wussten. Solche Anfragen wurden wirklich gewissenhaft durch eine persönliche Instruktion an Ort und Stelle erledigt.

Dann kamen die raffinierten Briefe, in denen mit ganz schweren Geschützen aufgefahren wurde. Da hiess es, dass durch das Waschmittel Soundso die ganze Waschkücheneinrichtung ruiniert worden sei, und dass man gratis einen neuen Waschkessel als minimale Entschädigung verlange. Oder mit der Toilettenseife Soundso sei der jungen, hübschen Tochter die ganze Haut verdorben worden; sie habe einen Ausschlag bekommen, und

man habe für einen Spezialarzt und alle eventuellen Folgen aufzukommen.

Häufig wurde behauptet, dass durch irgendeines unserer Waschmittel ein Kleidungsstück ganz unbrauchbar gemacht worden sei und mitgeteilt, dass man ein neues Kleid verlange.

Einmal erlebte ich, dass eine Frau aus einem Mietshause schrieb, das sei ein Skandal, sämtliche Wäsche, die sie mit unserm Waschmittel gewaschen habe, sei blau geworden. Dieser Fall wurde untersucht, und es ergab sich, dass es sich um einen Sabotageakt seitens der lieben Mitbewohner handelte. Die schütteten ihrer Nachbarin, als sie einen Moment nicht in der Waschküche war, zum Fenster herein ein Farbmittel in die eingeweichte Wäsche.

Manche Frauen haben selbst absichtlich ihre Wäsche verdorben, indem sie Säure dazu gossen. Dann behaupteten sie, das Waschmittel sei schlecht und verlangten Schadenersatz. Der Betrug konnte aber auf chemischem Weg ohne weiteres festgestellt werden.

Es gab eine Zeit, da wir auch Färbemittel forcieren mussten. Da ist es häufig vorgekommen, dass die Frauen absichtlich ihre Sachen ruinierten. Sie verlangten dann in geharnischten Briefen, dass man ihnen die Kleider durch neue Stücke ersetze, da sie sonst für gehörige « Reklame » sorgen würden.

Es war eine ungeheure Arbeit, mit allen diesen Fällen, in denen sich die gegenseitige Korrespondenz zu ganzen Dossiers anwuchs, irgendwie fertig zu werden. Oft musste auch unser Rechtskonsulent in Anspruch genommen werden.

Eine weitere Kategorie von Briefschreibern bildeten die Erfinder. Sie werden fragen, was wir mit Erfindern zu tun hatten. Sehr viel! Es wurden jede Woche neuerfundene Seifen- und Toilettenprodukte oder Bodenwickse- oder Fleckenseiferezepte zum Kauf angeboten. Mit diesen Leuten war auch sehr schwer zu verkehren, denn sie träumten nur noch in fünf- und sechsstelligen Zahlen und

glaubten zum wenigsten, bald Millionäre zu sein. Enttäuschungen vertrugen sie fast nicht.

Dann kamen die Arbeitsangebote. Nebst Bewerbungen um normale Stellen kamen immer eine Reihe exzentrischer Angebote. So offerierte einmal ein Student, gegen eine Gebühr von 500 Franken viermal in Abständen von je einem Monat sich an der Bahnhofstrasse in Zürich öffentlich im Freien den Schädel kahl abrasieren zu lassen als Reklame für unsere Rasierseife. Manchmal boten sich auch junge, hübsche Mädchen an, um in einem Schaufenster irgendeine Reklametätigkeit auszuüben.

Nach Neujahr gingen jedes Jahr ungefähr fünfzig Briefe ein, in denen um einen Beitrag an ein Fastnachtskostüm ersucht wurde. Die Schreiberinnen schlügen vor, eine Reklameaufschrift anzubringen oder Prospekte zu verteilen.

Die Jagd nach dem Glück

Ein Kapitel für sich waren die Wettbewerbe. Sie waren damals wie heute sehr beliebt. Wir haben jedes Jahr einen grossen Wettbewerb durchgeführt, der immer ungefähr 80,000 Antworten brachte.

Die eingegangenen Lösungen wurden an ein ausländisches Spezialbureau gesandt, das mit komplizierten Maschinen die Resultate ausrechnete und die fertigen Listen der gewinnenden Nummern zurück sandte. Dieses Bureau war einzig dazu da, solche Resultate auszurechnen, und die Erledigung war streng korrekt und seriös.

Trotzdem gab es wenige Teilnehmer, die nur sachlich ihre Lösung einsandten. Eine viel grössere Zahl der Löser glaubte, dass die Direktion oder die Angestellten die Preise nach ihrem persönlichen Gutfinden verteilen. So bemühten sie sich



Trudi Egander-Wintsch

Federzeichnung

mit allen erdenklichen Mitteln, für sich eine gute Position herauszuholen. Es gingen viele Tausende von honigsüssen Lobpreisungen auf Firma und Produkte ein, und vielfach waren nach den Angaben der Briefschreiber die Produkte schon von Urgrossmutters Zeiten her gebraucht worden, viel länger als sie überhaupt existierten.

Die ersten Lösungen kamen per Postexpress, aus der Annahme heraus, dass vielleicht die Schnelligkeit entscheide.

Es regnete Photos von Kindern, die nur mit . . . -Toiletteseife gewaschen, Bilder von Hunden, die nur mit . . . -Flocken gebadet wurden. Dazu kamen Hunderte von Darlehensgesuchen.

Ich erinnere mich noch lebhaft an einen Brief aus Engelburg, St. Gallen, der ungefähr wie folgt lautete:

« Sehr geehrter Herr Verwalter !

Diese Nacht ist mir der liebe Gott erschienen, als ich in grosser Not zu ihm betete. Er versprach mir Erhörung und gab mir die richtige Lösung Ihrer Wettbewerbsaufgabe persönlich bekannt. Sie können sich freuen, denn Sie sind vom lieben Gott persönlich dazu ausersehen, mir die dringend nötigen Fr. 4500 zu geben, und ich danke Ihnen jetzt schon herzlich dafür ! »

Diese Frau erhielt durch Zufall einen Barpreis von 25 Franken. Sie schrieb wieder, verdankte den Betrag und erbat postwendend den noch fehlenden Betrag von Fr. 4475. Man habe wohl nur sehen wollen, ob ihre Postadresse stimme.

Monatelang mussten ganze Kisten Korrespondenz erledigt werden, was man mit aller Gewissenhaftigkeit besorgte, wobei natürlich ein grosser Teil mit gedruckten Antwortzirkularen erledigt werden konnte.

Ein Fest für alle war die Auszahlung des ersten Preises von Fr. 5000. Unser Bureauchef orientierte sich jeweils vorher bei der Ortsbehörde über die Verhältnisse des Gewinners. Es traf eigentlich immer arme Leute, und wir waren stets sehr froh darüber.

Meist überbrachte eine Delegation der Fabrik den Preis persönlich und mit besten Glückwünschen. Ich erinnere mich noch lebhaft an ein altes Ehepaar im Aargau, das uns fortschicken wollte, dann aber unter Freudentränen den letzten Most aus dem Keller holte, den wir in Ermangelung von genügend Gläsern aus Kaffeebeckeli tranken. Gerade war dem Manne seine letzte Kuh gestorben, und er war überglücklich, wieder etwas Vieh kaufen zu können.

Weniger angenehm berührte es uns, dass diese meist sehr armen Preisgewinner auch persönlich noch durchschnittlich 30—50 Darlehensgesuche erhielten.

Gleichzeitig erhielt die Fabrik regelmässig einige hundert Trostpreise mit Briefen zurück, die sich im Inhalt sehr ähnlich waren: « Wenn man keinen Barpreis gewonnen habe, so verzichte man auch auf einen Trostpreis. Man werde keine . . . -Fabrikate mehr brauchen, und den windigen Trostpreis solle man nur auch noch selber behalten ! »

* * *

Als romantisches junges Mädchen hatte ich meinen Beruf begonnen. Als ich nach sieben Jahren meine Tätigkeit infolge meiner Verheiratung aufgab, hatte sich mein Weltbild wesentlich verändert; ich war in die Realität eingedrungen, fast mehr, als mir lieb war. Das ist vielleicht auch der Grund, warum mir mein neuer Beruf, den der Hausfrau, gar nicht verleidete.

Meine Bekannten glaubten dazumal, dass ich das Daheimbleiben nach so langen Reisejahren sicher nicht aushalten könne. Sie haben sich getäuscht. Mein Bedürfnis nach Abwechslung war gestillt. Das ruhige Leben der Ehe entzückte mich. Meine neue Aufgabe befriedigte mich.

Wenn es die Zeit erlaubt, mit meinen Kindern aufs Land hinauszufahren, so lenke ich meinen Wagen mit Vorliebe in irgendein Dörfchen meines früheren Wirkens. Dann erzähle ich ihnen gerne von meinen Erlebnissen, die ich heute um keinen Preis missen möchte.